Australien hat Angst vor ihrem Handicap

ZUG Es sollte ein spannender Studienaufenthalt werden. Das wurde es dann auch: allerdings auf ganz andere Art, als es sich Tetraplegikerin Manuela Leemann vorgestellt hatte.

STEPHANIE HESS
stephanie.hess@zugerzeitung.ch

Trotz allem: Die 31-jährige Manuela Leemann hegt keinen Groll.
Bild Werner Schelbert

Es war ein kleines Häkchen, das Manuela Leemann auf das australische Visumsantragsformular setzte. Sie bejahte damit, dass sie als Tetraplegikerin auf fremde Hilfe angewiesen ist. Doch dieses Häkchen hatte einen grossen Haken.

Noch von zu Hause aus füllte die 31-jährige Juristin Manuela Leemann vor rund einem Jahr das Online-Formular für den australischen Studentenvisumsantrag aus. Sie plante, an der Universität Brisbane einen Master zu machen. «Normalerweise geht es zwei Tage, und man bekommt das nötige Dokument», erzählt sie in ihrer hellen, rollstuhlgängigen Wohnung in der Stadt Zug. Vor rund einer Woche ist sie von ihrem einjährigen Aufenthalt zurückgekehrt, braun gebrannt von der australischen Sonne.

Wie viel Hilfe braucht sie?

Anstatt eines Visums erhielt die junge Frau aber Post von der australischen Einwanderungsbehörde. Darin wurde sie zu einem medizinischen Untersuch bei einer Ärztin in Zürich aufgefordert, die Ergebnisse wurden dann einem australischen Arzt überstellt. «Sie wollten herausfinden, auf wie viel Hilfe ich tatsächlich angewiesen bin», sagt sie. Also ob sie allenfalls australische Spitex-Leistungen beziehen müsse oder andere Gesundheitskosten verursache. Diese werden in Down Under automatisch von der Staatskasse übernommen, wie Leemann erzählt. Dass diese an ausländische Aufenthalter fliessen, gilt es für die Einwanderungsbehörde zu vermeiden. Hilfe braucht die 31-Jährige – deren Beine, Rumpf und Finger ganz und die Arme teilweise gelähmt sind – vor allem beim morgendlichen Aufstehen, beim Zubettgehen und beim Toilettengang. «Dinge, bei denen mir meine Mutter, meine Schwester oder Freunde helfen wollten, die mich in Australien besuchten.» Und falls sie Hilfeleistungen hätte in Anspruch nehmen müssen, hätten das ihre Krankenkasse und die IV übernommen. «Alles war organisiert. Das habe ich den australischen Behörden auch mitgeteilt.»

Die Zeit verging, der Abreisetermin rückte näher. Und von der Einwanderungsbehörde war noch immer keine Antwort gekommen. «Also habe ich mich entschieden, vorläufig ein Touristenvisum zu beantragen», sagt die Juristin. Dieses Dokument, das drei Monate gültig ist, erhielt sie ohne Probleme. Ende Juni 2012 stieg sie dann in den Flieger – voller Vorfreude auf ihre zweite Masterausbildung an der Universität in Brisbane und den einjährigen Aufenthalt im Ausland.

«Ich war total schockiert»

Nach ihrer Ankunft meldete sie sich immer wieder wegen des Studentenvisums bei der Einwanderungsbehörde. Nach fast drei Monaten, also kurz vor Ablauf des Touristenvisums, kam endlich der Vorentscheid: Manuela Leemans Studentenvisumsantrag werde voraussichtlich nicht genehmigt. «Ich war total schockiert.» Der Grund: Man befürchtet, dass sie eben doch auf australische medizinische Hilfe angewiesen sei. «Das Problem liegt dabei darin», erklärt die Juristin, «dass bei der Abklärung von einer hypothetischen Person ausgegangen wird.» Das heisst: Sie kann noch so viele Unterlagen eingeben, die belegen, dass für Hilfeleistung gesorgt ist und allfällige zusätzliche Hilfe von den Schweizer Versicherungen bezahlt werden. Die Behörde betrachtet nur ihre Behinderung – und die Kosten, die sie damit für den australischen Staat verursachen könnte.

Groll hegt die 31-Jährige ob der massiven Behinderung ihrer Person und der Diskriminierung durch die Einwanderungsbehörde nicht. Solch negative Gefühlswallungen liegen nicht in ihrem Charakter. Aber für sie ist klar: «Es ist unfair.» Sie habe sich nach diesem Entscheid wirklich machtlos gefühlt. Eine wichtige Stütze hat sie schliesslich bei Mary Crock, eine auf Immigrationsrecht spezialisierte Rechtsprofessorin an der Universität in Sydney, gefunden. Die Frau hat bereits einen Tetraplegiker juristisch vertreten, der in derselben Weise von der Einwanderungsbehörde diskriminiert wurde.

Visum einen Tag vor der Abreise

Gemeinsam haben sie ein weiteres Mal die Unterlagen zu einer erneuten Prüfung zugestellt. «Irgendwann wurde mir aber klar, dass ich wohl nie eine Gutheissung für das Studentenvisum erhalten würde, weil die Behörden eben immer von dieser hypothetischen Person ausgehen werden», sagt die 31-Jährige. «Ich ging jedoch davon aus, dass sie mit einem Entscheid warten und mich fertig studieren lassen.» Der definitive Entscheid fiel schliesslich im April. Manuela Leemanns Antrag wurde abgelehnt – innerhalb von vier Wochen hätte sie Australien verlassen müssen oder den Fall weiterziehen. Doch Professorin Mary Crock kämpfte weiter für ihren Schützling und brachte sich beim zuständigen Minister ein. Er sagte zu, Manuela Leemann endlich das Studentenvisum auszustellen. Damit er dieses sprechen konnte, musste sich die Zugerin allerdings in Ausschaffungshaft begeben. An ihrem letzten Nachmittag in Australien sass Manuela Leemann also schliesslich für drei Stunden auf der Einwanderungsbehörde fest. «Ich durfte einfach das Gebäude nicht verlassen.» Danach kriegte sie ihr Visum – einen Tag vor ihrer Abreise.

«Dicke Post»

Für Urs Styger von der Schweizerischen Paraplegiker-Vereinigung in Nottwil ist Manuela Leemans Geschichte «dicke Post». Für ihn ist klar: «Da muss sich etwas ändern. Wir werden mit den australischen Behindertenvereinigungen Kontakt aufnehmen.»

Trotz allem gehört für Manuela Leemann ihre Zeit in Australien zur schönsten in ihrem Leben. «Das Skurrile ist für mich, dass Australien selber sehr rollstuhl- und behindertenfreundlich ist.» Fast jedes Gebäude sei rollstuhlgängig, jedes zweite Taxi habe eine Hebebühne. Und die Leute seien sehr hilfsbereit. Manuela Leemann konnte in Down Under – mit Hilfe – sogar surfen, Bungee und Fallschirm springen.

«Schweizer und Deutsche lachen über die gleichen Witze»

ZUG Morgen startet das Open-Air-Kino. Den Auftakt macht der Film von Viktor Giacobbo. Im Interview bekennt er sein Faible für den «Grosskanton».

Viktor Giacobbo, warum lieben die Schweizer eigentlich die Deutschen so sehr?

Viktor Giacobbo: Tun Sie das? Wenn ja, handelt es sich um eine Hassliebe. Es gibt ja auch Schweizer, die sich von Deutschen, die hierher kommen, bedroht fühlen, weil sie glauben, dass sie uns die Arbeitsstelle wegnehmen, und von denen sie den Eindruck haben, sie seien zu direkt im Umgang und beherrschten die Sprache besser. Dabei sind sich Deutsche und Schweizer viel ähnlicher, als manchen lieb ist: gleich ordentlich und manchmal etwas spiessig. Die Deutschen sind ganz sicher das Volk, dass uns am nächsten ist.

Müssen Sie deshalb den «Grosskanton» gleich einnehmen?

Giacobbo: Die These, dass alle bilateralen Probleme durch einen Beitritt Deutschlands als Kanton der Schweiz gelöst werden, ist ziemlich absurd. Aber das Gedankenspiel mit dieser Absurdität lockert auf. Das ist ja die Funktion der Satire. Ein echtes Problem wird damit auf eine nicht so borniert ernste Weise behandelt und in meinem Film diskutiert.

Aber welche ernsten Probleme gibt es denn zwischen Deutschen und Schweizern – wenn sie sich wirklich so ähnlich sind?

Giacobbo: Der Fluglärmstreit etwa, das Bankgeheimnis und die daraus resultierende Steuerflucht sowie der Kauf gestohlener Bankdaten. Man muss schon sehen, dass etwa beim Bankgeheimnis wir Schweizer jahrzehntelang als Hehler deutscher Steuerhinterzieher fungierten.

Ist Ihr Film nicht etwa eine Revanche für die Kavallerie-Attacken des Herrn Steinbrück?

Giacobbo: Was das Ausschicken der Kavallerie angeht, hat Peer Steinbrück ja nur damit gedroht, dies zu tun. Die USA dagegen haben jüngst im Bankenstreit tatsächlich die Kavallerie geschickt, und die Schweiz ist sofort eingeknickt. Somit hat Steinbrück im Grunde Recht bekommen, auch wenn die Kavallerie nicht aus Deutschland kam.

Was wollen Sie dann wirklich mit Ihrem neuen Film bewirken?

«Ich muss nicht lustig sein. Ich will lustig sein.»

VIKTOR GIACOBBO, SATIRIKER

Giacobbo: Den Weltfrieden (lacht). Nein, ganz im Ernst. Ich will mit dem Film vor allem unterhalten. Eine Unterhaltung allerdings, bei der die Realität oder die Politik miteinbezogen wird. Und das Hirn eingeschaltet bleibt.

In Ihrer Serie «Giacobbo/Müller», die nun schon seit mehr als fünf Jahren läuft, klappt das ja hervorragend. Wie lustig ist es trotzdem, in der Schweiz lustig sein zu müssen?

Giacobbo: Ich muss ja nicht lustig sein. Ich will lustig sein. Wer diese Arbeit nicht mit Lust und Engagement macht, steht auf verlorenem Posten, denn das Publikum bemerkt so was.

Giacobbo kommt zur Eröffnung

OPEN-AIR-KINO wh. Der Satiriker Viktor Giacobbo wird am kommenden Montagabend bei der Eröffnung des Zuger Kinofestivals um 21.45 Uhr persönlich zugegen sein. Der 61-jährige gebürtige Winterthurer bildet mit seinem neuen Film «Der grosse Kanton» den Auftakt des Programms des diesjährigen Open-Air-Kinos. Infos und Programm: www.open-air-kino.ch.

Aber sind die Schweizer unterm Strich nicht genauso humorlos wie die Deutschen?

Giacobbo: Ich glaube, Schweizer und Deutsche lachen über die gleichen Witze, über die überall in Westeuropa gelacht werden. Es gibt keinen speziellen Schweizer und keinen speziellen deutschen Humor – und auch der viel zitierte schwarze britische Humor ist ein Mythos. Denn auch dort gilt: Der Humorgeschmack lässt sich nicht nach Ländergrenzen aufteilen – eher nach sozialen Grenzen.

Emil war immer ein Knüller für Deutsche in Sachen helvetischen Humors. Er hat vielen Deutschen die Schweiz sympathisch gemacht. Sind Sie auch schon in Deutschland aufgetreten?

Giacobbo: Früher bin ich oft als Mitglied einer Improvisationskomikertruppe als falscher Kellner in Deutschland aufgetreten. Aber politische Satire macht man am besten im Land, in dem man lebt und wo man auch die Zwischentöne erkennt. In Deutschland, das ich sehr gut kenne, habe ich als Junge immer Dieter Hildebrand bewundert – so jemanden hat es in der Schweiz damals nicht gegeben, der politisches Kabarett gemacht hat. Aus diesem Grund war mir Deutschland und seine innenpolitische Situation schon früh vertraut.

Auf dem Kinoplakat Ihres Films posiert Wilhelm Tell auf dem Brandenburger Tor. Ist das der Versuch einer besser funktionierenden, wahrlich alemannischen Wiedervereinigung?

Giacobbo: Das ist in etwa auch die Meinung von Gregor Gysi, der sich im Film darüber äussert. Er meint, er wäre dann der perfekte Regierungschef, weil er wisse, wie man es nicht machen solle.

WOLFGANG HOLZ
wolfgang.holz@zugerzeitung.ch